



RICHARD VINEN

1968

DER LANGE PROTEST

*Biografie eines
Jahrzehnts*

PIPER

Das ist eine schöne Anekdote, die aber leider nicht stimmt. Havel hielt sich am 13. Mai 1968 bereits seit drei Wochen in New York auf.⁸⁴

Unter der Rhetorik weltweiter Verbundenheit konnten sich auch sehr parochiale Aktivitäten verbergen. Der Australier Richard Neville reiste größtenteils per Anhalter auf dem Landweg bis nach London zu seiner Schwester Jill. Dort angekommen, hatte er Schwierigkeiten, die politische Szene außerhalb West-Londons zu verstehen. Er erinnerte sich an eine Anti-Vietnamkriegs-Demonstration 1969, bei der er und seine Freundin »so verwirrt von der Vielzahl an Splittergruppen der Neuen Linken« waren, dass sie sich »unter die Australier in der Demo mischten, die an einer hochgehaltenen Nationalflagge zu erkennen waren«. Nevilles Heimatliebe empörte sich, als Germaine Greer die Flagge packte und anzündete.⁸⁵

Für manche blieb die Kultur ihres Heimatlandes auch in der 68er-Bewegung wichtig. Das galt besonders für Frankreich, wo die Aktivisten mit fast besessener Ausdauer auf die spezifische revolutionäre Tradition des Landes verwiesen, wie auch, zumindest Anfang der 1960er-Jahre, für manche amerikanischen Linken, die ihren einheimischen Radikalismus als Alternative zum internationalen Marxismus sahen. Selbst Gesten, die als Rebellion gegen das Heimatland gedacht waren, konnten sehr nationalspezifisch sein – die französischen Demonstranten, die »Wir alle sind die deutschen Juden« skandierten, bezogen sich damit auf die deutsche Besetzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg, und ihrer ausgeprägten Feindschaft gegen alles, was nach Kollaboration roch, entsprach eine ebenso große Begeisterung für jede Art Résistance. Noch größeren Anlass, einen Teil ihrer nationalen Vergangenheit abzulehnen, hatten natürlich die deutschen Radikalen.

Manchmal ging es den Militanten der 68er-Bewegung auch eher um Gemeinschaften, die kleiner anstatt größer als der Nationalstaat waren. Regionalismus war besonders im westlichen Frankreich wichtig, vor allem in der Bretagne. In Nordirland erhoben sich die Katholiken, die sich von Großbritannien lossagen wollten, ebenso wie die Protestanten, die ihren Sonderstatus innerhalb des Vereinigten Königreichs verteidigen wollten. Angehörige des Front de la Libération du Québec (FLQ) rebellierten gegen die Herrschaft der Anglofonen in Kanada, auch wenn nicht alle selbst frankophon oder auch nur Kanadier waren. Bis die Führung des FLQ sich schließlich nach Kuba absetzte, bot der FLQ aber Radikalen in den USA wie in Frankreich Inspiration und mitunter auch praktische Unterstützung – obwohl man annehmen darf, dass die Vorstellung der Separatisten von Antiimperialismus sich von der Charles de Gaulles unterschied, der 1967 das »freie Quebec« feierte und Anfang 1968 den Frankokanadiern eine etwas boshafte Neujahrsbotschaft zukommen ließ. In Belgien war die Universität Löwen von einem Konflikt gespalten, der seine Wurzeln unter anderem in der Verteidigung der Rechte der Flamen gegenüber den Wallonen hatte.

Selbst Ideen, die international wirkten, konnten in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich aufgegriffen werden. Der »Personalismus« des katholischen Philosophen Emmanuel Mounier erschien jungen Amerikanern radikaler als seinen französischen Landsleuten, denn in Frankreich stand die katholische Kirche traditionell rechts. Mitgliedschaft in einer kommunistischen Partei wiederum bedeutete für Europäer, besonders für diejenigen, die alt genug waren, sich noch an den Stalinismus zu erinnern,

etwas anderes als für Amerikaner. Edgar Morin, Autor von *Autocritique* (1959), dem klassischen Text über die Desillusionierung eines ehemals überzeugten Kommunisten, bewunderte zwar die schwarze amerikanische Bürgerrechtlerin Angela Davis, meinte aber, ihr Beitritt zur Kommunistischen Partei der USA habe ihm »ein vertrautes und schmerzliches Gefühl der Heuchelei« gegeben.⁸⁶

Bezeichnend war die unterschiedliche Wahrnehmung der französischen Philosophen Jean-Paul Sartre und Albert Camus auf beiden Seiten des Atlantiks. Sartre, dessen Ruhm in den 1960er-Jahren zu verblassen begann, weil der Existenzialismus, den er vertrat, vom Strukturalismus als Modephilosophie abgelöst wurde, erklomm durch die Studentenproteste der 68er neue Höhen der Popularität. Seine Forderung, sich politisch zu engagieren, entsprach der Zeitstimmung – und er hatte den Vorteil, im Quartier Latin persönlich vor Ort zu sein. Camus dagegen, der bereits 1960 bei einem Autounfall ums Leben gekommen war, übte mit seinen Ideen kaum Einfluss auf die französische 68er-Bewegung aus. Sein Ruf bei der französischen Linken war zudem von seinem Unwillen, die Rolle Frankreichs im Algerienkrieg zu verdammen, in Mitleidenschaft gezogen worden und hatte zusätzlich unter dem böartigen Angriff auf seine philosophischen Anschauungen gelitten, den der Sartre-Schüler Francis Jeanson in *Les temps modernes* veröffentlicht hatte.

In den USA dagegen sah man die beiden Autoren genau umgekehrt. Sartre sagte einem Volk, das mit der kontinentaleuropäischen Philosophietradition nicht vertraut war, wenig, während vieles an Camus die angelsächsische Jugend ansprach. Er war, ganz im Gegensatz zu Sartre, ein gut aussehender Mann, und sein früher Tod hatte ihm, ähnlich wie James Dean und John F. Kennedy, im öffentlichen Bewusstsein ewige Jugend beschert. Seine Schriften waren leichter verständlich und moralisch dezidierter als die Sartres. John Gerassi, Sohn eines Freundes Sartres, der in die USA gegangen war, begann an der Columbia University eine Dissertation über den Bruch zwischen Sartre und Camus, gab das Vorhaben aber wieder auf. Später erklärte er gegenüber Sartre: »In den USA würde ich nie promoviert, wenn ich Camus kritisiere.«⁸⁷ Besonders jüngere Amerikaner neigten dazu, den Existenzialismus Camus'scher Prägung mit religiösen Konnotationen zu versehen – *L'Étranger* kam in Großbritannien als *The Outsider* heraus, in Amerika aber unter dem Titel *The Stranger*, der schon fast biblisch klang. Dieser Roman erlebte 1968 in den USA mit 300 000 Exemplaren seinen Verkaufsrekord.⁸⁸

Auch Sartre fand um 1968 in den USA wieder vermehrt Interesse, aber das lag hauptsächlich daran, dass Black-Power-Aktivistinnen ihn durch sein Vorwort zu Frantz Fanons *The Wretched of the Earth* kennenlernten – ein Buch, das selbst wiederum das Produkt komplizierter übernationaler Wechselwirkungen war, weil der auf Martinique geborene und in Frankreich aufgewachsene Fanon es während seiner Zeit als Ausbilder algerischer Freiheitskämpfer in Tunesien verfasst hatte. Seine Auffassung der Rassenfrage war teilweise von Chester Himes inspiriert – einem Afroamerikaner, der in Paris lebte und hartgesottene Detektivgeschichten schrieb, die in New York spielten.

Wie in der Einleitung bereits ausgeführt, behandelt das vorliegende Werk die demokratischen Industriestaaten des Westens im Zeitraum des »langen 1968« von Anfang der 1960er-Jahre bis irgendwann in den 1970ern. Es ist allerdings sozusagen ein Buch mit zerzausten Rändern. Keine Arbeit über die 68er-Bewegung kann die späten 1990er

aussparen, als einige der Protagonisten zu hohen Würden gelangten – Joschka Fischer, Bill Clinton, Jack Straw. Geografisch gesehen kann man Westeuropa und die USA nicht völlig vom Rest der Welt trennen. Selbst China hatte mitunter Rückwirkungen auf die 68er im Westen. Die Maoisten dort hatten zwar vielleicht nur eine eher abstrakte Vorstellung von den Realitäten der Kulturrevolution, aber die britische Obrigkeit in Hongkong und den New Territories musste sich sehr direkt mit ihren Auswirkungen dort befassen.⁸⁹

Schließlich, und das ist vielleicht am wichtigsten, kann man meiner Ansicht nach die Geschichte der 68er-Bewegung nicht getrennt vom Mainstream der politischen Ereignisse jener Zeit schreiben. Einige 68er distanzieren sich strikt von konventioneller Politik und erwähnten sie nur in abwertenden Schlagworten – »Faschismus«, »Imperialismus«, »die Herrschenden«. Colin Crouch schrieb, die Einstellung seiner Kommilitonen zur Obrigkeit und besonders ihre Neigung, die Besetzung einer britischen Universität als legitimes Mittel zum Protest gegen die amerikanische Außenpolitik anzusehen, erkläre sich daraus, dass es für »Linksextreme keine einzelnen ›Obrigkeiten‹, sondern nur eine einzige große einheitliche ›Obrigkeit‹ gibt«. ⁹⁰

Die Brüche waren aber nie so hart, wie manche Vertreter beider Seiten es gern vorgaben. Der Radikalismus der späten 1960er-Jahre entwickelte sich oft aus Reformbestrebungen Anfang des Jahrzehnts und ging später, in den 1970er-Jahren, in konventionelleren politischen oder gewerkschaftlichen Bewegungen auf. Ich sehe das keineswegs als Ausverkauf der 68er oder als Zeichen ihrer Manipulation durch das System, sondern für mich liegt gerade darin die langfristige Bedeutung der 68er-Bewegung, wie sie und die konventionelle Politik aufeinander einwirkten.



Mitglieder von Students for a Democratic Society in Indiana, September 1963

KAPITEL 2

Die 68er-Generation

Wir sind die Menschen dieser Generation, aufgewachsen in zumindest bescheidenem Wohlstand, jetzt an der Universität angekommen, und betrachten unbehaglich die Welt, die wir erben.

Einleitung der Port-Huron-Erklärung der Students for a Democratic Society, 1962

Generation: Jahrelang habe ich mir geschworen, niemals dieses Wort zu verwenden ... Ich lehne die Vorstellung ab, zu einem verschmolzenen Block aus Enttäuschung und Vetternwirtschaft zu gehören, der seine Identität erst mit dem Verrat der vorrückenden Jahre erkennt.

Guy Hocquenghem (ehemaliger *soixante-huitard*) 1986 in einem Angriff gegen seine einstigen Mitkämpfer¹

Ich werfe ihnen [den Müttern] vor, diese vielen schrecklichen Kinder in die Welt gesetzt zu haben.

Nancy Mitford während der Studentenproteste am 12. Mai 1968 in Paris über die Fête des Mères²

»Generation« war ein wichtiger Begriff des »langen 1968«. Jack Weinberg rief auf einer Studentendemonstration 1964 in Berkeley: »Trau keinem über 30!« Die Tatsache, dass so oft politische Unruhen ausbrachen, wenn die Altersgruppe der etwa 20-Jährigen einen besonders großen Teil der Gesamtbevölkerung stellte, und dass sie gewöhnlich von einem Ausbau des Bildungssystems und der Entstehung einer »Jugendkultur« begleitet waren, ist signifikant. Was sie genau bedeutet, ist allerdings komplizierter, als man meinen könnte. Einige Aussagen zur Generationenidentität stammten von Protagonisten, die noch vor Ende und manchmal sogar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geboren worden waren. Tom Hayden, der die Port-Huron-Erklärung entwarf (siehe Kapitel 4), war Jahrgang 1939, Jack Weinberg Jahrgang 1940. Weinbergs Äußerung von 1964 stellte in Wirklichkeit eher einen Angriff auf die »Altlinken« dar als auf die ältere Generation als solche.

Manchmal verlief der »Generationenbruch« der Politik in den 1960er-Jahren zwischen fast Gleichaltrigen. Der amerikanische Sozialist und Publizist Michael Harrington nahm an der Tagung teil, die die Port-Huron-Erklärung erarbeitete, überwarf sich dabei aber mit seinen jüngeren Genossen, besonders Hayden. Später äußerte er sich zerknirscht über diesen »Wutanfall eines Mannes im mittleren Alter« und meinte, er interpretiere Kritik an sich immer als »ödipalen Angriff auf die Vaterfigur«. Harrington war zum Zeitpunkt des Streits ganze 34 Jahre alt.³ In der Tat konnte eine Auseinandersetzung mit der radikalen Studentenbewegung Menschen, die kaum das mittlere Alter erreicht hatten, dazu bringen, sich ständig ihr Alter bewusst zu machen. Der britische Psychiater R. D. Laing machte sich